Nummer 158 Dienstag, 10. Juli 1923

Berliner Familien-Zeitung

Eine Berliner Alltagsgeschichte

Aus meiner Skizzenmappe / Von Hardy Worm

Berthold fuhr in die Nacht.

Grauen schüttelte ihn, packte ihn an der Kehle, daß der Atem röchelnd seinen Zähnen entquoll. Er bäumte sich auf gegen diese Angst, die anwuchs und ihm die Hirnschale eintrommeln wollte.

Regen sickerte, Laternen flackerten. Nacht hüllte ihn ein.

Berthold suchte sich zu beruhigen. „Niemand hat mich gesehen" dachte er. „Niemand weiß, daß ich ihn erstochen habe."

Als er eine Polizeipatrouille erblickte, blieb er erschrocken stehen, machte Kehrt.

„Nur sicher auftreten. Nichts anmerken lassen!"

Er lachte über sich und seine Furcht. So laut, daß das Echo ihn hart traf und zusammendrückte. Der Schatten floh vor ihm, duckte sich, quoll auf, bauschte sich wie ein Sack, daß Berthold unwillkürlich den Fuß hob, als wollte er ein Hindernis übersteigen.

Durchnäßt, frierend kam er vor seinem Hause an. Müde stieg er die Treppen hinauf.

Als er die Küche betreten und Licht gemacht hatte, blieb er vornübergeneigt an der Schlafzimmertür stehen. „Sie schläft, ganz sicher schläft sie." Und da kam so etwas wie eine Befriedigung über ihn. Er spülte die Blutflecken von seinen Fingern, setzte sich nieder und rauchte einige Zigaretten.

Dann klinkte er leise die Tür auf, zog sich aus. Und als er seine schlafende Frau sah, packte ihn die Wut. Er hatte sie von der Straße aufgelesen. Frierend stand sie unter den Laternen des Boulevards, müde, hungrig, die Männer belästigend. Als Berthold sie frei machte, sie den Armen der Sittenpolizei entriß, nahm sie das alles, seltsam beglückt, hin. Die ersten Jahre lebten sie gut miteinander. Annette war eine kleine, saubere Frau, von leichter Koketterie, die nicht störend wirkte. Aber mit der Zeit brach mühsam Niedergehaltenes wieder in ihr durch. Sie empfand wieder Sehnsucht nach den glänzenden Cafehäusern, nach ihren Freundinnen, dem lasterhaften Leben der Vorstadtdirnen.

Und eines Tages, als Berthold auf dem Bau war, zog sie sich an und ging in den Stadtteil, wo sie früher die Männer angelockt hatte. Nur um sich ihre alte Gegend anzusehen, sagte sie sich beruhigend. Vielleicht treffe ich eine Freundin. Herrgott, sei es vielleicht unrecht, sich mit einer alten Freundin zu unterhalten? Warum sollte sie den ganzen Tag zu Hause sitzen, die Hände in den Schoß legen? Nur auf den Mann warten, der müde, verdrossen, vom Bau kam? Er las dann mürrisch die Zeitung, legte sich ins Bett, während sie sich noch gern mit ihm unterhalten hätte.

Annette schlenderte die Straßen hinauf. Blieb vor den Modewarengeschäften stehen. Da war ein sehr schöner Reiherhut. Der hätte ihr sicherlich gut gekleidet. Dann sah sie eine sehr schöne, orangefarbene Bluse. Und sie dachte daran, daß sie es früher eigentlich viel besser gehabt habe. Früher konnte sie sich bald mal ein Stück kaufen. Oder ein Freund machte es ihr zum Geschenk.

Und wie sie in die Gegend des Alexanderplatzes kam, traf sie die schwarze Pola. Die stand an der Ecke, den Rock recht kurz, daß ihre in Seide eingehüllten Beine zur Geltung kamen.

Annette ging langsam, etwas beklommen auf sie zu.

Die Pola begrüßte sie so lärmend, daß die Vorübergehenden verwundert auf die Mädchen blickten. Einige junge Burschen blieben sogar stehen und machten Witze; sie wurden aber von der Pola so grob angefahren, daß sie sich schimpfend trollten.

„Wie geht es dir denn, mein Herzchen? Ja, du hast es gut Dr brauchst dich nicht mehr nach diesen Schweinekerls umzusehn."

Arm in Arm gingen beide in ein Café. Die Pola schwatzte nun von den Bekannten, rühmte sich ihrer Kavaliere, die sie alle rupfe. Ein ganzes Jahr lang sei sie mit einem Grafen gegangen. Der habe ihr eine kostbare Wohnung am Kurfürstendamm einrichten wollen. Aber sie habe abgelehnt. „Der Graf war mir zu schweinisch"

Annette fühlte, daß die andere log. Aber sie sprach nicht dagegen. Sie ließ die Redeflut Polas über sich ergehen.

Dann erzählte sie von ihrer Ehe. Sie fühlte, daß sie die Pola übertrumpfen mußte. Auch schoß ihr durch den Sinn der anderen gegenüber die Rolle einer ehrbaren Frau zu spielen. Der Pola verstehen zu geben, daß eine Kluft sie trenne. Und sie sprach von ihrem Haushalt, log etwas von Sommerreisen, von den feinen Bekannten ihres Mannes.

Pola hörte sichtlich gelangweilt zu. Manchmal lächelte sie spöttisch, knippste mit den Fingern. Das war für Annette jedesmal das Signal zu sagen: „O, wie bin ich froh, dem Luderleben entronnen zu sein. Ueber kurz oder lang geht man ja doch drauf dabei."

Die schwarze Pola lachte. „Na, ich bedanke mich für den Ehestand. Nur immer auf den gnädigen Mann warten. Mir schließlich von ihm noch sagen lassen. ich würde von ihm ernährt. Ich habe zuviel Ehre im Leibe, um so etwas zu tun." Und sie blickte Annette herausfordernd an.

Die fühlte sich geschlagen und verschüttete vor Wut den Kaffee.

Aber ihr Streit wurde durch zwei Herren unterbrochen, die soeben das Lokal betreten hatten und sich überrascht anstießen, als sie die Pola erblickten. Sie traten näher Pola stellte die Herren mit lauter Stimme vor. Trotzdem verstand Annette keinen Namen.

Ob die Damen nicht mitkämen nach dem Kasino. Pola willigte sofort ein, während Annette abwehrte. Sie müsse nach Hause. Und als sie hinzufügte, ihr Mann komme in zwei Stunden heim, lachten die Herren eigenartig, während die Pola den Kopf in den Nacken warf und höhnisch sagte: „Du scheinst ja ein gehorsames Schäfchen geworden zu sein. Na, das könnte mir passen, mich nach einem Mann zu richten."

Polas Spott reizte Annette. Und damit die andern nicht denken sollten, sie sei unfrei, nahm sie den Arm des einen Herrn und ließ sich ins Kasino führen.

Die Herren bestellten einige Flaschen Wein. Annette wurde ausgelassen, nachdem sie einige Gläser getrunken hatte; sie sprang auf, wiegte sich nach den Klängen der Musik steif in den Hüften. Und als der junge Herr sie in den Arm nahm, fühlte sie ihn lange und gierig.

Annette kam spät nach Hause. Berthold empfing sie mit Schimpfworten. Er sah ihre unordentliche Frisur, er roch, daß sie getrunken hatte.

Sie log frech, sie sei zu einer Geburtstagsfeier gewesen und nicht fortgelassen worden.

Berthold aber sah einen roten Fleck an ihrem Halse. Er packte sie bei der Kehle und gab ihr eine Ohrfeige.

„Du willst mich belügen, he? Du scheinst dich wieder nach dem Dreck zu sehnen?"

Annette schrie los. Sie lasse sich nicht schlagen. Sie habe es satt, den ganzen Tag in der muffigen Stube zu hocken. Und sie wurde so gewöhnlich in ihren Ausdrücken, daß er heftig erschrak. Er hob noch einmal die Faust. Dann spie er aus und legte sich schlafen.

Die nächsten Tage getraute sich Annette nicht aus dem Hause. Sie empfand Scham über das, was sie getan hatte und versuchte durch verdoppelte Liebenswürdigkeit ihren Mann wieder milde zu stimmen.

Auch auf Berthold war der häßliche Auftritt nicht ohne Einfluß geblieben. Wenn er auf dem Bau stand, dachte er oftmals an Annette. Einmal machte er sich sogar während der Mittagszeit frei und fuhr nach Hause, in der Erwartung, sie nicht anzutreffen. Aber sie lag auf dem Sofa und schlief. Da schämte er sich seines Argwohns, sagte, er habe sich frei gemacht, um mit ihr spazieren zu gehen.

Berthold bemühte sich, Annette zu zerstreuen. Sie gingen in Vorstadtkabaretts, Kinos. Traten auch einem Geselligkeitsverein bei. Annette jedoch fühlte sich zwischen den anderen Frauen nicht wohl. Deren lärmende Art, sich über gleichgültige Dinge zu ereifern, widerte sie an. Aber in diesem Geselligkeitsverein war ein junger Mensch, der ihr sehr gefiel. Er war Sekretär einer Arbeiterpartei und unterhielt sich oftmals mit ihrem Mann über politische Dinge. Wenn Berthold etwas nicht begreifen konnte — er hatte einen harten Schädel, war geistig schwerfällig, ohne dumm zu sein — schämte sich Annette seiner. „Er ist doch ein Dummkopf!" dachte sie. Und mischte sich in die Unterhaltung, um durch ihre Gewandtheit und instinktive Klugheit die Aufmerksamkeit des Sekretärs Thomas zu erregen.

Sie wurden auch bald sehr vertraut miteinander. Wenn sie nebeneinander saßen, preßten sie ihre Schenkel gegeneinander oder drückten sich unter dem Tisch die Hände. Das Verlangen, sich zu besitzen, wurde in beiden immer stärker.

Berthold ahnte, daß ihm Gefahr drohe. Auch waren Annette und Thomas oftmals so unvorsichtig, daß sich die Frauen im Verein darüber aufregten. „Geradezu schamlos, diese Person! Ihr Mann sollte sie braun und blau schlagen." Und sie plusterten sich auf und wölbten die Brüste, als gelte es, die Korsettstangen zu zerbrechen.

Eines Morgens, Berthold war gerade zur Arbeitsstätte gefahren, stand Thomas vor Annettes Tür. Er sei gekommen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Warum sie an der letzten Vereinssitzung nicht teilgenommen habe?

Annette fühlte, daß er gekommen war, um sie zu besitzen. Zuerst hielt sie etwas wie Scham davon ab in der Wohnung ihres Mannes sich dem andern hinzugeben. Scheu, gemischt mit Angst, daß Berthold plötzlich heimkehren könnte. Aber schließlich siegte doch Triebhaftes, Leichtfertigkeit in ihr, und in das Bett, das noch warm war vom Körper ihres Mannes, legte sich der Liebhaber.

Hausbewohner, Bekannte, machten Berthold auf das Treiben seiner Frau aufmerksam.

Eine dumpfe Wut bemächtigte sich seiner. Er hätte sie aus dem Hause, wieder in die Gosse treiben können. Aber er empfand, daß das keine Sühne war für den Schimpf, der ihm angetan wurde.

Als er eines Abends vom Bau kam, traf er Thomas. Der wollte zu einer Versammlung und lud Berthold ein, mitzukommen.

Sie gingen durch das Laubengelände. Berthold schweigsam, die Wut zurückhaltend; Thomas gesprächig, gleichsam als wollte er die Angst betäuben, die vor dem Schweigsamen in ihm aufstieg.

Als sie mitten auf dem dunklen Felde waren, faßte Berthold den Liebhaber Annettes rauh an.

„Du warst heute früh bei meiner Frau!"

Thomas blieb stehen. Dann lachte er. Mißtönend, zerquetscht. „Du bist wohl betrunken? Was geht mich deine Frau an?"

Da packte ihn Berthold, schlug ihn zu Boden und stieß ihm das Messer in den Hals. Der Hilferuf des Ueberfallenen erstickte in einem Blutstrom.

*

Berthold wälzte sich in den Kissen. Er konnte keinen Schlaf finden. Plötzlich fiel ihm ein, daß er sein Messer am Tatorte hatte liegen lassen. Entsetzt richtete er sich im Bett hoch. Blut faulte in seinen Ohren. Morgen schon würden sie ihn verhaften. Er war verloren.

Annette wurde wach. „Was hast du?"

Berthold sah, wie ihm ihr weißer Hals entgegen sprang. Er sah nicht ihr Gesicht, nicht ihren Körper. Nur den Hals, der sich aus dem Hemd schälte. Und er nahm seine schweren Hände und legte sie um den Hals. Annettes Körper bäumte sich auf wie unter einem Peitschenhieb. Die Bettdecke glitt auf den Boden. In Todesangst umklammerte die Frau ihren Mann mit den Schenkeln. Kraftte ihn. Als der Atem ihrem Körper entwichen war, nahm er seine Hände von ihrem Hals.

Berthold erhob sich und zog sich an. Eine große Müdigkeit lag in seinen Gliedern. Er kam gar nicht auf den Gedanken, zu flüchten. Er empfand nur, daß er alles Unreine von sich abgestreift hatte.

Er ging in die Küche und schnitt sich ein Stück Brot ab. Dann nahm er die Mütze, verschloß sorgfältig die Tür.

Im Hausflur traf er die Zeitungsfrau. Die gab ihm sein Morgenblatt. Und im grauen Lichte des anbrechenden Tages durchsuchte er die Zeitung.

„Ein neuer Mord." Nein, das war es nicht. Da hatte einer einem jungen Mädchen die Kehle durchgeschnitten. „Der Dollar steigt", „Ein Urkundenfälscher entlarvt", „Die neue Mode". Und schließlich: „Ein Arbeitersekretär überfallen.

Gestern abend fanden Arbeiter im Laubengelände einen Mann, der aus einer Stichwunde am Halse heftig blutete. Der Verwundete wurde nach dem Krankenhause gebracht und gab dort an, der Arbeitersekretär Thomas zu sein. Nach seiner Aussage ist er, als er sich auf dem Wege zu einer Versammlung befand, von einem blutjungen, ihm gänzlich unbekannten Menschen überfallen worden. Die Verwundung, die Thomas erhalten hat, ist nicht gefährlich. Er dürfte bereits in den nächsten Tagen wieder entlassen werden."

Berthold zerknitterte die Zeitung.

Aus der Meldung sprang ihm der Triumph des Gegners, des Stärkeren entgegen.

Da ging er wie betäubt durch regennasse Straßen. Ging auf das nächste Polizeirevier und gab an, seine Frau erdrosselt und den Arbeitersekretär Thomas überfallen zu haben.

Die Flucht zu den Menschen

ROMAN VON HENNING DUDERSTADT

[19. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Das Geschäft geht bergauf. Kolossale Abschlüsse die letzten vier Wochen. Mich kennt halb Berlin, wo es am dunkelsten ist. Nur wer mich nicht kennen soll, tappt im dunkeln: Alex usw. Die ältesten Knacker arbeiten durch mich. Wir gehen nachher an den Tisch drüben. Dufte Jungens darunter. Ich führe dich ein. Alles per du natürlich. Laß dir nicht merken, daß du neu bist. Gib dich frei weg, und der Laden steht. Hast du Geld?"

„Ziemlich jung", sagte Karl Alfred, und hob die Hand an die Brust. „Knappe drei Scheine." Er sprach absichtlich ein wenig Jargon, um dem andern zu zeigen, daß er im Bilde war. Jung bedeutete abgebrannt, und Scheine waren die Hunderter.

Meyer-Gaewernoh griff in die Westentasche. „Hier sind noch drei", meinte er. „Verrechnungsscheck."

„Bon." Toppidi steckte lässig das Geld ein.

Es war eine absonderliche Art von Vertrauen, die der obskure Mensch aus der Malepartusstraße ihm einflößte. Nicht daß, aber wie dieser Mann von einem verpönten Gewerbe lebte, imponierte. Zum Teufel noch eins, Meyer-Gaewernoh war ehemaliger aktiver Offizier, Sprößling ohne Zweifel einer anständigen Familie, gut erzogen, ausgezeichnete Formen, in jeder Gesellschaft präsentabel, gute Figur und ein interessantes Gesicht! Würde Gaewernoh führte ein Leben, das nach gutbürgerlichen Begriffen keineswegs einwandfrei sei und mit dem Strafgesetzbuch sehr kollidiere, — er würde auf einen Hochstabler oder Falschspieler getippt werden. Aber das war er ja nicht: Er verschob gestohlene Waren, eruierte gute Gelegenheiten in Kaschemmen und Kellerlokalen, kurzum, betätigte sich in einer Branche, die das abweisende Kopfschütteln eines jeden ehrlichen Barons im Adlon erregt hätte. Doch er trieb diese Profession in einer so herausfordernd offenen, dabei geradezu amerikanisch geschäftsmäßig aufgezogenen Weise, die ihn weit über das Niveau hob und den blasiert gewordenen Toppidi fast zur Bewunderung zwang.

Meyer-Gaewernoh fing an zu philosophieren. „Weißt du, Karl" — sie sprachen schon mit Vornamen zueinander — „wenn sich die obersten Zehntausend mit den untersten Zehntausend verbünden würden, säße das, was dazwischen liegt, in der Patsche."

„Das verstehe ich nicht ganz, und erscheint mir auch ziemlich unmöglich."

Der andere lächelte. „Ja, was du unter teilung ist eben verkehrt, wie sie heute beliebt wird. Die obersten Zehntausend sind wir, die Gescheiterten aus dem Highlife. Wenigstens was man da so gescheitert nennt. Alle die Leute, die aus irgendeinem Grunde sich da oben nicht mehr wohl fühlen. Abgestoßen von der verlogenen Korrektheit, mal danebengetreten oder sonst was. Die große Masse sind Spießer, Maschinen, die ablaufen, keine lebenden Wesen, die mal etwas wagen, die ganze Person dransetzen, Mut haben und Traute zu sich selbst. Und sie stützen sich auf die Halben, die an sich scheuen, die Brücken abzubrechen. Das sind ihre Intelligenzen, die für sie in die Schanze treten, uns gegenüber beispielsweise als Kriminalkommissare. Mit den untersten Zehntausend, das stimmt freilich nicht ganz, das ist der Mob. Wenn du einen richtigen Verbrecher zum Mob zählst, schlägt er dir in die Fresse. Aber die sogenannten Verbrecher meine ich. Wir, nicht wir zwei, sondern die große Masse der Mißvergnügten von oben, und die anderen im Bunde, und die ganze blöde Solidität sitzt dazwischen wie eine plattgedrückte Wanze."

„Dann wären wir also ein Machtfaktor!" Karl Alfred sagte es mit ironischem Ernst.

„Wir haben eine bombige Macht, im Grunde mehr, als du denkst!"

Sie tranken ziemlich lebhaft und hastig. Das gehörte so mit dazu. „Stimulantia", nannte es Toppidi.

Im Lokal wechselte das Publikum sehr. Die äußerlich verwegensten Gestalten wichen mit dem Morgengrauen. Draußen war es sicher schon voller Tag. Der Penner auf der anderen Seite des Ofens war erwacht und stand an der Theke. Er rüttelte seinen Körper durch mehrere Kornschnäpse zu neuem Leben und zog etwas unsicher von dannen. Der Mauscheltisch und die Kolonne in der Ecke, mit der Meyer-Gaewernoh bekannt war, wankten nicht.

Bei den Kartenspielern war ein Streit ausgebrochen. Beide sahen herüber.

„Kinda, um de paar Sechsa pust ihr euch uff."

„Ja, wenn't üba tausend wär'. Nich mal 'n Priese im Pott."

„Natierlich habe bedient."

Der Wirt griff beruhigend ein, und der Lärm legte sich.

„In der Malepartusstraße beim Alten sah man dich gar nicht mehr?" fragte Meyer-Gaewernoh.

„Ich bin mit der Nora auseinander."

„Wie lange denn das, Mensch?"

„Schon seit Monaten!"

„Ein rassiges Weib."

„Und ob."

„Aber teuer, was?"

„Es ging."

„Ich habe dich beneidet."

„Pol' sie dir doch! Sie ist ja jetzt frei."

Erzberger-Konflikt in der Atalantis-Diele. So gab auch nur er eine Frau auf. Aber das war sein Steckenpferd: in der politischen Ueberzeugung ließ er sich nicht unterkriegen. Das schien sein Letztes, das Beste, was er noch hatte, sein größter Stolz!

„Noch eins"", sagte Meyer-Gaewernoh, „Rendezvous immer hier, zur abgemachten Zeit, je nach Bedarf."

Und sie waren wieder beim Geschäftlichen. Der lange Gustav hätte ein Stimmes werden können, wenn er kein Spitzbube wäre, dachte Karl Alfred. Und dann schien ihm das unlogisch und widerspruchsvoll.

Sie standen auf, und nach kurzem Abstecher an die Theke gingen sie zu Meyer-Gaewernohs eigentlichem Tisch. Man empfing sie mit ziemlichem Halloh!

„Olle Mistmücke, quatschst dir fest und hältst die Termine nich ein!" rief ein kleiner Blonder und schlug mit der Faust auf den Tisch.

So etwas nach Moabit roch die Unterhaltung doch immer!

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redakteure: für innere Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Vetter; für auswärtige Politik: Carl v. Ossietzky; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heydenhelmer; f. d. Inseratenteil: Heinrich Barons; sämtlich in Berlin. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.